Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 15 Lemberg, am 13. Ostermond (März) 1930



15)

„Es ist zuviel!“ wehrte die Alte bescheiden.

„Nehmen Sie es nur! — Wenn mein Bruder kommt, dann leuchten Sie ihm, bitte, die Treppe herauf.“

„Ich tu's immer, Fräulein! Allein fände er seinen Weg nur in den allerseltensten Fällen.“ Es war das erstemal, daß die alte Frau lächelte. Dann verschwand sie geräuschlos.

Rita trug sich den einzigen Stuhl, der in der Stube stand, zum Ofen und hielt ihre Hände gegen das Eisen, das langsam zu glühen begann. Ihre Augen suchten durch die armselige Enge des Zimmers. Entsetzlich war das! — Einfach entsetzlich!

Sie fuhr zusammen, als draußen ein Schritt tappend näher kam, genau in der Richtung nach der Türe. Dann sprang dieselbe aus den Angeln. Eine von Regen und Schnee völlig zerwaschene Gestalt schob sich über die Schwelle. Kleine verschwommene Augen starrten Rita an. „Guten Abend! — Hast du Sehnsucht nach mir gehabt, schöne Schwägerin!“

Rita überhörte den Spott. „Ich wollte dich wieder einmal sehen, Max, und wissen, wie es dir geht.“

„Wie's mir geht?“ Er lachte aus vollem Halse. „Ganz vorzüglich!“

An diesem Lachen erkannte sie, daß er ziemlich nüchtern war. Er hatte seinen Ausnahmetag, wie die alte Karsten zu sagen pflegte. Sie hatte es also gut getroffen, denn es gab Tage, an denen auch nicht ein vernünftiges Wort mit ihm zu sprechen war.

Er fühlte die Wärme, die durch den Raum zog und sah ärgerlich nach dem freundlichen Spender derselben in die Ecke hinüber. „Ich habe der Karsten doch gesagt, sie soll nicht heizen! — Ausdrücklich hab ich ihr das gesagt! — Ich hab kein Geld für so etwas, das nur einfach oben zum Kamin hinausspaziert und in die Lüfte geht.“

„Ich wollte es haben,“ sagte Rita und sah ihm zu, wie er den klatschend nassen Mantel einfach auf das Bett warf und den ebenso feuchten Rock darüber.

Sie stand auf und ging nach der Türe.

„Gehst du schon wieder?“ murrte er. „Ich bin dir in Hemdärmeln wohl nicht angenehm?“ Er griff wieder nach seinem feuchten Rock und suchte sich hineinzuzwängen.

„Du sollst dich umziehen jetzt,“ gebot sie. „Ich will inzwischen sehen, ob ich nicht von Frau Karsten etwas Brot oder sonstiges haben kann. Ich komme direkt von der Bahn und habe Hunger.“

„Ein bißchen Brot glaube ich, ist noch da! — aber sonst nichts!“ sagte er kurz.

„Darum will ich eben etwas holen.“ Sie drückte die Türe hinter sich ins Schloß.

Als sie wieder hereinkam, stand er in trockenen Kleidern. Sie begann den Tisch zu decken, als wäre das ihre tägliche Beschäftigung. Die alte Frau brachte Tee in einer Kanne und Brot und Würste, nahm seine nassen Gewandstücke vom Bette und entfernte sich wieder.

Rita goß die Tassen voll und legte die Brote zurecht, immer je eines für den Schwager und eines für sich.

„Ich habe keine Lust für das Zeug,“ wehrte er und schob seinen Teller zur Seite. „Ich habe auch nicht gesagt, mich hungert.“

„Du hast schon zu Abend gegessen?“

„Nein! — Wie geht es deinem Mann?“

„Ich hoffe gut! — Vater ist vor einer Stunde nach Sorrent weggefahren.“

In Ebrachs Gesicht veränderte sich keine Miene. Er sah Rita eine Weile zu, wie sie ihre Wurst in Scheiben legte, dann ging er nach dem Schranke, den die Ecke hielt, denn er besaß nur mehr drei Füße. Wo der Flügel gestanden hatte, war der Platz leer. Er nahm mit einem raschen Seitenblick zum Tisch hinüber eine Flasche heraus und hielt sie an den Mund, während seine andere Hand gleichzeitig in den Kleidungsstücken kramte.

„Du könntest mir auch etwas von deinem Kognak abtreten!“ sagte Rita. „Der Tee schmeckt schal ohne Alkohol.“

Er verschluckte sich in der Verlegenheit und kam unsicher zu ihr herüber.

Sie roch an der Halsöffnung — es war minderwertiger Fusel. — Trotzdem goß sie einen Löffel davon in ihre Tasse. In die seine gab sie deren drei. „Genügt es?“

Er brummte etwas und machte sich am Ofen zu schaffen. Wie er sich eben nach den Kohlen bückte, sah sie, wie sein Haar sich rückwärts bereits zu lichten begann. Sie stand auf, ging nach dem Fenster, das sie öffnete — ein Wurf! — Kein Laut kam von unten.

Die weiche Schneemasse mochte sich satt daran trinken.

Max hatte das Fehlen der Flasche nicht bemerkt, als er an den Tisch zurückkam. Er trank seinen Tee und verschlang gierig die bereitgehaltenen Brote.

„Spielst du immer noch im Kaffee „Winberg“?“

Die vollen Backen verboten ihm ein Sprechen. Er bejahte nur mit dem Kopfe.

„Es ist eine ganz gemeine Spelunke,“ sagte Rita verächtlich.

Unter seinem Lächeln bekam sein Mund etwas häßlich Unmoralisches. „Aber es gibt hübsche Weiber dort!“ — Er sah sie dabei herausfordernd an. „Du wärst entschieden die Hübscheste darunter.“

Sie blieb vollkommen ruhig. „Ich bin lediglich hingegangen aus Interesse an dir.“

„Sehr liebenswürdig, daß du so viel gewagt hast.“

Das Gesagte ignorierend, bog sie sich etwas gegen ihn. „Ich habe eine angenehme Stellung für dich in Aussicht. — Willst du?“

„Laß hören!“ Er hielt im Kauen inne und lehnte sich im Stuhle zurück.

„Das Torplatz-Kino sucht einen ersten Geiger.“

Sein Gesicht zeigte völlige Interesselosigkeit. „Ich bin nicht für Kino!“

„Von vier bis abends zehn Uhr! — Pro Stunde zwei Mark.“

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich keine Vorliebe für Kinos habe.“

„Zwölf Mark pro Tag, Max,“ lockte sie.

„Ich will gar nicht so viel!“ — Er goß seinen Tee hinunter, ging wieder nach dem Schranke, suchte, erinnerte sich und bat um die Flasche.

„Du mußt sie dir auf der Straße suchen!“ Rita zeigte nach dem Fenster.

Ein schüttelndes Zucken lief durch seinen Körper, daß die Arme und Beine davon in Bewegung gesetzt wurden. Die Handflächen zogen die Finger ein, als wäre jeder einzelne derselben ein Magnet. Ein sprungbereites Tier, kam er näher, — sah ihre Augen auf sich gerichtet — bezwang sich und änderte seine Taktik. „Kannst du mir Geld borgen, Rita?“

„Für Branntwein nicht!“

„Ich habe nicht einen ordentlichen Anzug mehr,“ log er.

„Ich werde dir einen zuschicken lassen.“

„Der letzte war mir zu weit.“

„Ich werde ihn diesmal enger bestellen.“

Er suchte nach neuen Motiven, Geld von ihr zu bekommen, aber sie blieb völlig ungerührt. — Er begann zu betteln wie ein Kind. — Es nützte nichts.

„Du mußt ihn dir abgewöhnen, Max!“

Er lachte, daß der Tisch ins Wanken kam. „Ich hab mir schon so vieles abgewöhnt, daß ich dies eine nicht mehr missen kann. — Erst die Frau, — dann den Vater, — den Bruder dazu, — ein geordnetes Leben, — ein anständiger Mensch zu sein, — ein richtiges Mittagessen zu haben und eine saubere Wäsche und ein regensicheres Dach über mir! — Ist alles zur Not gegangen. — Aber den Branntwein, Rita, den mußt

du mir lassen! — Weißt du, wie süß der ist? Hast du's schon einmal versucht? Mich hat auch das erstemal davor geekelt, aber jetzt trink ich ihn wie Edelwein. — Wenn er über die Lippen kommt, die Zunge hinunter, den Hals hindurch, den Magen hinab! — Aah! — Dann das Vergessen! — Rita, das Vergessen! — wenn man so einen halben oder drei Viertelliter hat hinunterrinnen lassen! — Ich hab einen Freund von der Akademie her, dem bin ich kürzlich begegnet. Er ist Arzt in einer Klinik und hat mir Morphium versprochen — oder ein bißchen Kokain — du kannst mithalten, Rita. — Das ist der Gipfelpunkt!"

Ihr Gesicht spielte ins Graue. Es war höchste Zeit, daß sie gekommen war. „Hast du nie mehr Nachricht von Lore-Lies erhalten?"

Er sah sie mit zusammengekniffenen Augen an. „Glaubst du, daß eine Frau, die man wie einen Hund mit Schlägen aus dem Hause jagt, noch einmal Nachricht von sich gibt?"

„Es könnte trotzdem vorkommen."

„Mach dir keine Skrupeln! — Der ist es völlig gleich, ob ich ersauf, oder erfriere, oder in irgend einem Straßengraben verrecke. — Schließlich hat sie recht. — Geschieden ist geschieden! — Wenn wir ein Kind gehabt hätten, wär's anders!"

„Willst du damit sagen, daß du dann nicht so weit gekommen wärst?"

„Ich glaub, ich könnt's beschwören. — Wenn einer Vater ist, macht er solche Sachen nicht mehr."

„Dann laß den Branntwein und nimm die Stelle im Kino!"

„Nein!"

„Auch nicht um deines Kindes willen?"

Die Augen stiegen ihm förmlich aus den Höhlen. Er hob beide Arme, dann warf es ihn auf den Stuhl, dessen Füße krachten, als er sich niederließ. Er suchte lallend nach Worten. Sie mußte ihm zu Hilfe kommen. Nun war in ihren Zügen jeder Stolz und alle Kälte ausgelöscht.

„Rita, sag mir!" Auf den Knien rückte er zu ihr hin. Sag mir, Rita!"

„Kannst du schweigen?"

„Wenn es sein muß!"

„Vater bekam vor Tagen einen Brief. Es ist Zufall, daß ich in sein Geheimnis eingeweiht wurde. Er weiß nicht, daß ich Kenntnis davon habe, sonst dürfte ich jetzt nicht zu dir reden, denn er hätte mir sicher den Eid abgenommen, es zu wahren. — Lore-Lies bat ihn um seinen Segen für ihren Knaben, den sie vor acht Tagen geboren hat."

„Rita!" Er drückte den Kopf gegen ihre Knie.

„Er heißt Ferdinand-Maxl" sagte sie und koste sein Haar.

„Und es ist mein Kind? — Es gibt keinen Zweifel daran, Rita, daß es mein Kind ist?"

„Nein! — Rechne nach, wann sie von dir gegangen ist."

„Damals wußte sie es schon!"

„Mußte es wissen! — Darum auch der Nachsatz: Gedenke des Versprechens, das du mir gegeben hast!"

„Es hätte mich retten können!"

„Willst du ihr darüber einen Vorwurf machen?"

„Nein! — Aber das Kind! — Mein Kind will ich haben!"

Sie versprach ihm, alles zu tun, um Lore-Lies' Aufenthalt zu ermitteln. Er mußte ihr dafür sein Wort geben, daß er bis dorthin keinen Tropfen Branntwein mehr über die Lippen bringe.

Er versprach es! — Versprach es mit tausend Eiden!

Am anderen Abend kroch er — sinnlos betrunken — die Treppen zu seiner Wohnung hinauf, — torkelte — fiel — und blieb reglos auf dem Pflaster des Treppenhauses liegen.

14.

Karl von Ebrach drehte das Telegramm, das soeben eingelaufen war, in den Händen und kniff dabei die Lippen ein. — Es war ein Unding, bei diesem Hundewetter zu reisen. Rita wußte nicht, was sie verlangte. Und dann die Befehlsform: „Ich erwarte dich bestimmt mit dem Abendzug neun Uhr zehn." — Als ob das gerade so einfach wäre.

Lena hob die Decke auf, die er achtlos vom Tisch gestreift hatte, und richtete sie wieder zurecht. Sie entgegnete kein Wort, verließ das Zimmer und rief nach dem Kutscher: „Der Herr fährt mit dem Fünf-Uhr-Zuge!"

Kathrin mußte die Handtasche blank reiben. Sie begann sofort zu packen und verteilte sorgfältig gebratenes Fleisch in die halbierten Weißbrote. Trudes Gesicht beugte sich über ihre Schulter. „Willst du verreisen, Lena?" Diese sah, ohne die Hände ruhen zu lassen, zu ihr auf. „Rita hat ein Telegramm geschickt. Mir ahnt nichts Gutes. Nur Karl ist verärgert und will es nicht begreifen. — Vater oder Ernst! — Um einen von beiden wird es sich wohl handeln."

„Er muß mich mitnehmen!"

„Bei diesem Wetter, Trude! — Doktor Dorfbach würde sich entsetzen."

Die junge Frau hatte es nicht mehr gehört. Sie stand bereits drinnen bei Karl und bettelte: „Ich habe keine Ruhe, bis ich weiß, was es ist. — Nimm mich mit!"

Alle seine Einwände zerschellten an ihrem Willen.

Zu zweien saßen sie nach einer halben Stunde in die Kutsche geduckt und ließen den Schneesturm an sich vorüberbrausen. Der Junge auf dem Kutschbock glich einem Schneemann. Weiße Tauben hockten auf seinen Schultern, und auf seiner Mütze türmte sich ein Haufen weichen Schaumes. Kristallkörnchen schlugen gegen das Lederdach. Von Trudes Gesicht sah man nichts als die großen blauen Augen, die nach dem Wege sahen, der von mannshohen Schneemauern eingefaßt war. Karl fegte ärgerlich die nassen Körnchen von seinem Mantel und zog den Hut tiefer in die Stirne. Wenn es sich herausstellte, daß sein Kommen wirklich nicht so dringend war, wie Rita es gemacht hatte, dann wehe ihr! Man lockte heute bei diesem Wetter keinen Hund aus der Stube, geschweige denn einen Menschen.

Ein schwacher Schein kroch langsam durch das Gestöber und behauptete sich. Das kleine Stationsgebäude erschien hinter einem weißen Wall geschützt.

Der Wagen hielt. „Die Pferde trockenreiben! — Seid achtsam mit dem Feuer! — Der Verwalter soll die Stute nochmal wickeln! — Meine Frau soll nicht vergessen . . .

Trude unterbrach ihn und drängte zur Eile. Von ferne kam ein Rollen, das sich rasch verstärkte. Karl von Ebrach konnte nur noch rasch die beiden Billette bezahlen, lief nach dem Bahnsteig, hob die Schwester in den Wagen — — ein schrilles Pfeifen, und der Schnellzug fauchte hinein in die stürmische Winternacht.

„Mach dir's bequem!" sagte Karl. „Es sind vier Stunden." Er drückte sich fröstelnd in die roten Polster. „Ich wäre jetzt fähig, die Rita eine geschlagene Stunde durch dieses Schneetreiben draußen zu hetzen, damit sie sähe, was das heute für ein Vergnügen ist. Zu Fuß müßte sie mir laufen! Bis an den Hals müßte sie mir waten! So tief, als es nur irgendwie ginge. Wenn ihr verrücktes Telegramm nicht gekommen wäre, könnten wir jetzt schön warm zu Hause sitzen."

„Denkst du an Vater oder an Ernst?" fragte Trude und sah nach dem Gepäcknetz, wohin er den Koffer verstaut hatte.

„Ach wo! Es wird schon wieder irgend etwas sein, das gar nicht der Rede wert ist. Willst du schlafen jetzt?"

„Erst möchte ich etwas zu mir nehmen. Lena hat eine Flasche Wein mit eingepackt." Sie ließ sich den Koffer heruntergeben. Während sie ihm eine Serviette auf die Knie breitete, verflog bei ihm der größte Aerger. Das hatte sie nur gewollt. Sie sprach mit ihrer weichen melodischen Stimme, wartete keine Antwort ab und sprach ihn schließlich in Schlaf.

Befriedigt sah sie auf sein herabgeneigtes Gesicht, hörte seine regelmäßigen Atemzüge und breitete die Reisedecke über seine und ihre Knie. Ganz eng kuschelte sie sich an ihn und war nach einer kurzen Weile selbst hinübergeschlummert.

Eisig kalte Luft strömte in den Wagen, dessen Türe weit aufgerissen wurde.

„Alles aussteigen!"

Die beiden Schläfer fuhren auf! Gähnend, noch ganz benommen, sahen sie sich an — wußten nicht, wie ihnen geschah. Es konnte doch nicht möglich sein, es war ja ganz undenkbar, daß man schon da war. Wo blieben die letzten vier Stunden?

Karl knöpfte hastig seinen Mantel und half Trude in den ihren. Dann hob er den Koffer aus dem Gepäcknetz und schlug den Kragen hoch.

Ritas schlanke Gestalt stand unvermittelt auf dem Trittbrett. Diskreter Lindenduft ergoß sich in den Wagen. „Guten Abend, Karl!"

Seine Gestalt verdeckte die der Schwester. Er führte ihre Hand an seine Lippen, hatte es nicht gewollt und tat es immer wieder. Ernsts Frau war ein famoses Weib — trotz allem. Aber noch nie war sie ihm so verführerisch erschienen als eben jetzt, da ihre Wangen von der Winterluft gerötet waren. Ueber seine Schulter hinweg gewahrte Rita die junge Schwägerin, schob Karl zur Seite und küßte die zarte Frau auf beide Wangen. „Habe ich dich erschreckt?" Die Frage war an Karl gerichtet.

„Vater oder Ernst?" Trude hielt den Atem an.

„Max!" sagte Rita, als sie zu dreien nach dem Ausgang schritten. „Er ist gestern abend verunglückt, von einer Treppe gestürzt, und liegt nun bei mir in der Wohnung."

„Bei dir in der Wohnung?" fragte Karl nach.

„Ja!"

Trude lief zur Seite, daß Karl in der Mitte schreiten mußte, und suchte nach seiner Hand. „Sei gut!" baten ihre Augen.

„Es gibt wohl keine Krankenhäuser hier?" Rita hörte die offene Ironie und den versteckten Verdacht.

„Doch! — Aber ich wollte nicht, daß man einen Mann, der den Namen „Ebrach" trägt, in der Armenabteilung unterbringe."

Karls Wangen verfärbten sich. Er machte Schritte, als gälte es, irgendeiner Gefahr zu entrinnen. Rita hielt ihn am Arme fest: „Laß deine Schwester mitkommen. Du läufst wie ein Generalstäbler."

Da bequemte er sich, die Gangart zu verlangsamen.

Ein Auto brachte sie nach der Vorstadtvilla. Das Mädchen wartete bereits im Treppenhause und nahm Karl die Tasche und den Koffer ab.

„Hat sich etwas ereignet," fragte Rita, „seit ich fort bin?"

Das junge Ding verneinte. Der Sanitätsrat wäre oben. Die barmherzige Schwester könnte nicht kommen vor morgen vormittag.

„Es ist gut, Lisbeth!"

Geräuschlos entledigte sich jedes seines Ueberkleides. Trude legte ihre Hand auf die Ritas. „Ich möchte zu ihm. Ich will nicht erst ins Eßzimmer gehen. Karl soll allein etwas zu sich nehmen, wenn er Hunger hat. Ich will zu Max!"

Rita streichelte ihre Wangen und hielt ihre nervösen Hände fest. „Du wirst nicht erschrecken?"

„Ist es so arg?"

„Wir haben erst geglaubt, er würde den Abend nicht erleben."

Eine Tür öffnete sich. Blaues Licht rann über den dunklen Läufer. Das Gesicht des Sanitätsrates tauchte aus dem Dämmer. In seinen Brillengläsern funkelten noch einige Sternchen zerronnenen Schnees. Eine kurze knappe Vorstellung.

„Es wird eine böse Nacht werden, Gnädigste! Er ist geschient, als läge er in der Folter. Lassen Sie sich durchaus nicht erweichen. Durch gar nichts! Es muß sein. Ob es viel nützen wird, ist eine Frage für sich. Versucht habe ich's. Lassen Sie das Mädchen nicht bei ihm wachen. Solch junge Dinger sind unzuverlässig. Sie bleiben selbst bei ihm? Dann ist es gut! Morgen beim ersten Tagesgrauen bin ich wieder da."

„Der Tag dürfte morgen spät zu grauen beginnen," sagte Rita ernst.

„Gnädigste denken an alles. Ich komme um sechs Uhr."

Trude stand reglos an den Bruder gelehnt. Rita beugte sich über das Bett, das man in die Mitte des Zimmers gerückt hatte, um von allen Seiten zu demselben Zugang zu haben. Mit einer unendlich behutsamen Bewegung strich sie über die Hände, die auf der Decke lagen. „Karl ist gekommen und Trude. Freust du dich, Max?"

Eine unverständliche Erwiderung kam aus dem Kissen. Dann fing Trude ein paar abgerissene Worte auf. „Sie warten schon auf mein Sterben."

Sie ließ Karls Hände los, lief zum Bett, neigte sich über das kaum erkenntliche Gesicht und küßte die blutig verschwollenen Lippen, die heiß und durstig brannten. „Wie wir uns das letztemal sahen, weißt du noch. Da lag ich so in Schmerzen wie du jetzt! Geht alles vorüber, Max!"

„Geht alles vorüber," lallte er nach und sah sie hilflos an.

Rita hatte ihren Platz Karl eingeräumt und verließ das Zimmer. Vielleicht hatten die Geschwister ein Bedürfnis, sich auszusprechen. Die Augen des Kranken suchten angstvoll nach ihr. „Ihr dürft nichts Schlimmes von ihr denken. Sie ist immer gut zu mir gewesen — immer gut!"

„Keines von uns trägt solche Gedanken! Sei ganz beruhigt!" Es war Karls Stimme, die gesprochen hatte. Diese grenzenlose Hilflosigkeit des Bruders ging ihm tiefer, als er es scheinen ließ, und stimmte ihn milde.

Der ganze Körper des Kranken war gestreckt, die Füße geschient, desgleichen die Arme, so daß es ihm unmöglich war, sich zu bewegen. Nur die Finger bewegten sich ab und zu und lagen dann wieder reglos. Der Kopf war zu ohnmächtigem Stilleliegen verurteilt. „Wie auf der Folter." Der Sanitätsrat hatte nicht zu viel gesagt.

„Nun mußt du Geduld haben," bat Trude und kniete vor seinem Bette nieder. Sie wagte es nicht, sich auf den Rand desselben zu setzen. Jede, auch die geringste Erschütterung mußte ihm Schmerzen bringen.

„Es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern." Seine Brust hob und senkte sich.

„Ein paar Wochen," sagte Karl und verscheuchte eine verirrte Fliege, die sich auf die Stirne des Kranken gesetzt hatte.

„Wie geht es Lena und deinen Kindern? Du hast doch Kinder?" Ein ängstlicher Ausdruck kam in sein Gesicht. „Mir verschwimmt zuweilen alles. Dann weiß ich nicht mehr, ob es so ist, wie ich sage."

„Es geht uns allen gut. Lena läßt dich grüßen!"

„Ist Trude schon verheiratet?" Wieder suchte er in seinem Gedächtnisse, aber es versagte vollkommen.

„Noch nicht!" Trude neigte eine Wange gegen seine glühende und empfand es beschämend daß sie so lange nichts mehr von sich hatte hören lassen. Seit jenem Zwischenfall mit Ernst hatten sie alle den Bruder gemieden. Keines hatte sich mehr um ihn gekümmert, keines mehr etwas von ihm wissen wollen. Sie ließen ihn fallen in der Zeit, in der er vielleicht am notwendigsten Hilfe und Unterstützung gebraucht hätte.

Das rächte sich nun. Er war gesunken wie ein leckes Fahrzeug, dem niemand zu Hilfe geeilt war, als es noch zu retten gewesen wäre.

Max schloß die Augen. Auch sein Mund schwieg. Trude sah zu dem Bruder auf, der an der anderen Seite des Bettes stand. Er erriet ihre unausgesprochene Frage, legte den Finger an den Mund und forderte sie zum Gehen auf. Sie sahen beide an der Türe noch einmal zurück. Der Mann in den Kissen hielt die Lider gesenkt und nahm nicht die geringste Notiz davon, als sie das Zimmer verließen.

„Du mußt dich fassen!" Rita hielt die Schwägerin umfaßt und zog sie mit sich in das Eßzimmer. Sie nahm eine Kleinigkeit zu sich, aber jeder Bissen war ein Würgen.

Zwischenhinein erzählte Rita, wie sich alles seit jenem Unglückstage entwickelt hatte. Die Unversöhnlichkeit des Vaters trieb ihn dazu, erst seine Häuslichkeit aufzugeben, dann verirrte er sich in Schenken und Kneipen, spielte in zweifelhaften Cafés und noch zweifelhafteren Tingeltangels. Das Dirnenelement, was dort verkehrte, tat das Seine. So sank er immer tiefer, bis er zuletzt dem Branntwein in die Arme torkelte. Der ließ ihn nicht mehr aus den Krallen, bis sich dann gestern das Entsetzliche ereignete.

Vater zu telegraphieren, hatte sie sich nicht getraut. Er ist durfte schon seiner Genesung wegen nichts erfahren. „So blieb mir nur das eine, dich um dein Kommen zu bitten, Karl. Du wirst nicht wenig erzürnt gewesen sein über mich." sagte sie und las die Bestätigung ihrer Vermutung in seinem Gesichte. „Aber du wirst nun auch begreifen, daß ich nicht anders konnte."

„Ich begreife es!" sagte Karl.

Sie hatten vereinbart, sich in der Nachtwache zu teilen. Trude übernahm die ersten Stunden bis Mitternacht, dann Karl bis gegen vier Uhr, Rita wollte ihn um diese Zeit ablösen. Sie war die letzte Nacht nicht aus den Kleidern gekommen.

Max schluckte gegen neun Uhr gehorsam die kleine Dosis Morphium, die er in einem Pulver gereicht bekam. Er verfiel in eine Art Dämmerschlaf, bis die Qualen der Schmerzen, die in ihm wühlten, in sein Bewußtsein drangen. Gegen zwei Uhr wurde Karl, der in einem Lehnstuhl nickte, durch einen fast tierischen Schrei aufgerissen. Die Wirkung des Morphiums war zu Ende. Der Schmerz raste mit tausend Zangen durch seinen Körper, der sich nicht zu bewegen vermochte.

„Macht mich los! — Jetzt sofort macht mich los! — Was hab ich euch getan, daß ihr solche Freude habt, mich so zu quälen? — Habt ihr denn gar nichts, das mich erlöst?"

Der jüngste Ebrach fühlte sein Blut hämmern, bis an die Schläfen schlug es. Er suchte nach einem Pulver. Mit tödlichem Verlegensein trat er zu dem Bette. „Ich finde keines mehr."

„Ihr sollt verflucht sein! — Verflucht, wenn ihr mir kein Ende macht! Nimm ein Scheit und erschlage mich! — Nimm ein Messer! — — Gib mir doch eine Kugel, Karl! Eine einzige Kugel, oder mach mich los, dann tu ich's selbst."

Die Augen traten ihm aus den Höhlen. Schweiß, ausgepreßt von wahnsinnigen Schmerzen, perlte ihm über den Mund herab und auf das weiße Nachthemd, das die keuchende Brust offen ließ.

„Du sollst! — hörst du nicht, du sollst mich losmachen! — Looosmachen!" Er schrie nicht mehr — er brüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Es war einmal . . .

Zum 125. Geburtstage des Märchendichters H. Chr. Andersen am 2. April.

Wer kennt sie nicht die Märchen von Andersen. Wie leuchten die Kinderaugen auf, wenn sie den Märchen Andersens lauschen! Nun sind 125 Jahre verflossen, seitdem dieser große Erzähler geboren wurde.

Die kleine Stadt Odense in Dänemark rüstet zu den großen Feierlichkeiten, die anläßlich des 125. Geburtstages ihres Ehrenbürgers dort stattfinden werden. An diesem Tage wird man das Andersen-Museum in den neugeschaffenen Räumen der Oeffentlichkeit übergeben. Und könnte Andersen all diese Vorbereitungen sehen, so würde ein Lächeln über seine Züge gehen: Seht, so wird der Mensch geehrt, der in seiner Kindheit der Aermsten und Elendesten einer war! Das ist ein Märchen. Und wie es nun einmal ist, daß die gleichen Dinge sich finden, so hat sich jetzt auch wieder ein märchenhaftes Geschehen zugetragen: ein dänischer Kammersänger, in dessen Besitz sich das Originalmanuskript des Andersenschen Werkes „Das Märchen meines Lebens" befand, hat verschiedene ihm von amerikanischen Liebhabern gemachte Kaufangebote ausgeschlagen, obwohl die hübsche Summe von einer Viertelmillion genannt wurde, um jetzt Andersens Vaterstadt Odense für das Andersenmuseum das kostbare Manuskript für den bescheidenen Betrag von 20 000 Mark zu überlassen. Er erklärte, er hätte sich nicht berechtigt geglaubt, einen kostbaren Schatz seinem Lande verloren gehen zu lassen. Sage jemand, daß es keinen Idealismus mehr gibt!

Andersen ist mehr als ein Name, er ist ein Begriff geworden, und nicht nur in Dänemark, sondern in der ganzen Welt. Andersens Biograph Larsen erzählt sehr hübsch, wie er 1912 auf einer Reise durch Japan in der Stadt Kioto in den auf dem Markt aufgeschlagenen Buden Märchen von Andersen gefunden habe, in ganz billigen Ausgaben, die also für den Volksgebrauch bestimmt waren. Nun fragt man sich wieder: wer war eigentlich dieser Andersen, dessen Märchen Volksgut, Besitztum aller Völker, geworden sind? Wie konnte ihm jedes Ding seiner Umwelt so vertraut werden, daß er die wunderlichsten und reizvollsten Geschichten von ihm zu erzählen vermochte? Geht man seinem Lebenslauf, nach, so löst sich das Rätsel. Dieser arme kleine Junge — seine Mutter war ein armes Dienstmädchen, sein Vater ein Schuhmachergesell — lebte ganz nah und eng gerade mit den kleinen Dingen um ihn her, sie waren seine Gesellschaft seine Unterhaltung, auf sie war er angewiesen. Kein Wunder, daß sie ihm von sich selber erzählen, daß er die Stimme all dieser Kleinen hörte und in sich aufnahm. Sein Großvater war ein bekanntes Stadtoriginal, ein ehemaliger Schuhmacher, der geisteskrank war, sich in absonderlichem Aufputz in der Stadt herumtrieb und hölzerne Figuren verkaufte, die er selber schnitzte und bemalte. Von ihm hat vielleicht Andersen ein gewisses phantastisches Talent ererbt. Andersens Mutter war eine fleißige Arbeiterin, — sie trug als Waschfrau zum Unterhalt der Familie bei, neigte aber zum Trunk. Die Erbanlagen waren also im Grunde nicht allzu günstig; ein dänischer Forscher bemerkte denn auch sehr richtig, daß ein Kind dieser Eltern — bei dem geisteskranken Großvater und einer trunksüchtigen Mutter — für Irrenanstalt oder Gefängnis bestimmt sein mußte. Das Schicksal spielt den klugen Forschern einen Streich: es macht den Sohn zu einem Genie. Auch das wie ein Märchen eigener Art. Ueber Verachtetsein und Armenschule führt der Weg bergauf, — die Großen im Reich des Geistes und der Kunst wie auch die dem Stande nach vornehmen Persönlichkeiten waren die Gefährten des alternden Andersen. Ein wütender Ehrgeiz hat den Knaben vorwärts getrieben, durch Demütigungen und Nackenschläge hindurch — er wollte eines erreichen, und er erreichte es, mehr, als er vielleicht jemals ahnen konnte!

Bezeichnend sind die Worte, die Goethes Freund, der berühmte deutsche Arzt Dr. Carus im Jahre 1846 Andersen in sein Stammbuch schreibt: „Das wunderbarste Märchen ist das Leben des Menschen selbst". Das empfand auch Andersen, und in dem Märchen seines Lebens sagt er: „Es ist eine Lust, zu leben und an Gott und Menschen zu glauben. Offenherzig und voller Vertrauen, als säße ich unter lieben Freunden, habe ich mein eigenes Märchen erzählt, habe meine Sorgen und mein Glück ausgesprochen, meine Freude über jede Huldigung und Anerkennung geäußert, so wie ich sie vor Gott selber ausdrücken zu können glaube. Ob das Eitelkeit ist? Ich meine es nicht. Ich fühle mich bewegt und demütig, als ich es aussprach; mein Gedanke war Dank an Gott."

Andersens Märchen haben die größte Probe bestanden, die ein Kunstwerk bestehen kann: sie haben dem Wandel des Zeitgeschmacks standgehalten. Niemals sind sie, seit Andersen schuf, auf die Rumpelkammer verbannt worden, sondern sie blieben auf dem Ehrenplatz, auch als der literarische Geschmack sich sonst grundlegend wandelte. So werden sie bleiben. Auch die Generationen nach uns werden ihre Schönheiten erfassen und schätzen, und immer von neuem wird es Dichter geben, die an ihnen begreifen, wie ein Werk geschaffen sein muß, das zu den Kunstwerken gerechnet werden will.

Mit zehn Dollar in der Tasche rund um die Welt

Frankfurt a. M. Im Mai 1924 machten sich drei Frankfurter und ein Leipziger Pfadfinder, junge Leute im Alter von 16 bis 18 Jahren, teils Lehrlinge, teils Schüler, auf zu einer großen Fahrt. Wenn auch die Geldbörse mit zehn Dollar per Mann nicht allzu beschwert war, so konnte man das von ihrem Gewissen, gerade nicht sagen, denn ihren Eltern hatten sie lediglich etwas von einer mehrwöchigen Italienreise erzählt, aus der dann ein Weltbummel von sechs Jahren wurde. Von Frankfurt kamen sie nach Oesterreich, von hier nach Italien und Sizilien. Es lockten sie Griechenland, die Türkei und das Schwarze Meer, bis ihrem Zug nach Osten durch die gesperrte russische Grenze Einhalt geboten wurde und sie sich zur Umkehr über den Balkan entschlossen.

Die östliche Erdhälfte war nunmehr für die vier Burschen erledigt und sie wandten sich dem Westen zu, wo sie über Paris nach Spanien gelangten. In San Diego di Compostella hefteten sie sich bei einem königlichen Empfang den Journalisten an die Fersen und erreichten sogar eine Audienz bei König Alfons von Spanien, der sich mit den unternehmungslustigen Leuten auf Deutsch unterhielt und ihnen ein Autogramm schenkte. Mit einem englischen Dampfer ging es dann nach Südamerika in die Tiefen des Urwaldes, wo die vier Pfadfinder mit ihren Vorbildern bei den Rothäuten und Kopfjägern Bekanntschaft machten. Der Urwald erschien ihnen wie ein furchtbarer Vampier, der sie nicht loslassen wollte, und nach ihren Schilderungen waren sie dort manchmal nahe am Irrsinnigwerden. Die Fahrt führte dann über Mexiko und Hawaii nach Tokio. Hier standen die Burschen väterliche Einladungen vor, nun endlich nach Hause zurückzukehren, was auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd geschah, der die vier gratis nach Deutschland brachte.

Das große Los auf der Straße weggeworfen

Köln. Das „Große Los" der Dombaulotterie, Nr. 97 289, wurde in einer Kölner Kollekte gespielt und schon vor geraumer Zeit gezogen. Aber der Besitzer des Loses, auf das 75 000 Mark gefallen sind, hat sich bisher nicht gemeldet. Zwar haben nach Bekanntgabe dieser Tatsache bereits fünf Menschen angegeben, daß sie das Los — — leider verloren hätten.

Unter anderem meldete sich eine Frau Brüggen aus Frechen bei Köln, die die Nummer des Loses, das ihr Mann gekauft hatte, auf einen Kalender geschrieben haben will. Der Mann selbst befindet sich zur Zeit im Kölner Klingelpütz, wo er eine mehrmonatige Gefängnisstrafe wegen Diebstahls verbüßt. Dort wurden seine Wertsachen von zwei hohen Gefängnisbeamten genau durchsucht — aber ohne Erfolg. Und Peter Brüggen glaubt sich erinnern zu können, das Los im Alkoholrausch auf die Straße geworfen zu haben.

Sollte das tatsächlich der Fall sein — Frau Brüggen erklärt, durch Zeugen beweisen zu wollen, daß die Nummer auf ihrem Kalender stand —, so hat der Klingelspützinsasse buchstäblich sein Glück von sich geworfen. Die Dombaulotterie zahlt den Betrag nur gegen Abgabe des Loses aus.

Scheidungsklage gegen Jack Londons Tochter

Wie aus Los Angeles gemeldet wird, hat Professor Malamuth gegen seine Frau, ein geborenes Fräulein London, die Scheidungsklage eingereicht. Als Grund gibt er an, daß seine Frau gar kein Interesse für den Haushalt habe und nur daran denke, ihren schriftstellerischen Ambitionen, die sie von ihrem Vater geerbt habe, nachzugehen. —